

Einmal im Jahr lehne ich mich zurück und warte ab, was passiert. Ich starre auf die Leinwand und lasse die ganze Welt an mir vorüber ziehen. Ich nehme alles, wie es kommt. KISMET. Ich kann die Handlung ja nicht beeinflussen – wie wunderbar. Schicksale nehmen ihren Lauf; Wohnungen werden gekündigt und geräumt, der Strom abgestellt, Profikiller beauftragt und geheimnisvolle Drogen konsumiert. Wie interessant! Ich reise durch exotische Länder und bewundere die Zähigkeit der Menschen in den Krisenregionen der Welt. Ich folge der Kamera durch die Slums von Nairobi, wo jedes Kind eine kleine Plastikflasche mit Klebstoff („tough bond“) unter der Nase hängen hat. Sie lachen und machen ein paar Tanzschritte. Ich bin nicht verantwortlich und muss sie nicht in Obhut nehmen. Die Freuden der Ohnmacht, ich genieße sie.

Ich begegne nur ab und zu Mimen oder einer Actrice, die vorgibt, eine psychische Störung zu haben. James Franco zum Beispiel in dem Film „Maladies“ darf als ehemaliger Serienstar ein wenig meschugge sein, aber – bitte schön – immer hübsch anzusehen. Juliette Binoche als Camille Claudel wandert verhärtet durch die Anstalt und kocht sich eine Kartoffel und ein Ei – ganz für sich allein, und nahezu in Echtzeit. Ich habe wenig Psychiatrie gefunden in diesem Jahr, dafür umso mehr Menschen mit Behinderung. Strahlt die UN-Konvention nun endlich bis in unsere Kinos hinein?

„Camille Claudel 1915“ wird erst dadurch spektakulär, dass Binoche in ihrer Anstalt von Menschen umgeben ist, die auch im wirklichen Leben geistig hochgradig behindert sind. Fast zwei Jahrhunderte später reist Marcin Malaszczyk in seinem Film „Sieniawka“ in die gleichnamige Ortschaft in Polen, und findet Bilder in der dortigen Psychiatrie, die sich kaum unterscheiden. Es sind fast dieselben Wanderungen durch die immer gleichen Gänge, die Speiseräume und Wachsäle, verfeinert durch Ausflüge in die sonnige Umgebung und – im zwanzigsten Jahrhundert – Musik aus der Konserve und Glimmstengel. Die seelisch Behinderten blieben auf dieser 63. Berlinale in ihren Asylen ganz am Rand.

Die Aufmerksamkeit galt den körperlichen Handycaps. Gleich zwei Filme beschäftigten sich mit den Paralympics, mit den Vorbereitungen, den individuellen Schicksalen der Olympioniken und der Euphorie des Siegs. „Gold – du kannst mehr als du denkst“ von Michale Hammon hält gerade Einzug in unsere Kinos, und porträtiert drei Helden mit Behinderung. Just zur Präsentation bei der Berlinale waren die Paralympics noch einmal in allen Medien, aber aus ganz anderem Grund: Oscar Pistorius stand unter Mordverdacht. Niko von Glasow, contergangeschädigter Regisseur war diesmal gleich mit zwei Filmen vertreten. In „Mein Weg nach Olympia“ beschäftigt er sich ebenfalls mit den Paralympics und ihren tapferen Teilnehmern; in der Reihe German Cinema lief „Alles wird gut“, ein Dokumentarfilm über das Casting für eine Theateraufführung mit Behinderten. Niko von Glasow ist ein unverkrampft agiler und provokativer Regisseur. Als Behinderter ist ihm Behinderung kein Tabu und er hat keine Berührungsängste. Das ist in dieser häufig so unrealistisch „politisch korrekten“ Szene ein großes Plus. Es wird nicht viel erklärt: Eine Frau ist blind, zwei andere sitzen im Rollstuhl. Aha, ein junger Mann mit

Down-Syndrom ist auch dabei. Von Glasow denkt sich kleine fiktive Szenen aus, um die Teilnehmer des Auswahlverfahrens zu testen und anzutreiben. Besonders pikant sind die Interaktionen, weil auch seelisch und psychisch Behinderte dabei sind. Als Zuschauer grübelt man: Je geringer das körperliche Handycap, desto wahrscheinlicher leidet der gesund aussehende junge Mann oder die hübsche junge Frau an einer ICD-10-Diagnose. Aber an welcher? Alle Teilnehmer des Castings – das erklärt von Glasow live vor der Vorstellung – sind Schauspieler und haben eine wie auch immer geartete Ausbildung in diesem Feld. Sie sind Mitglied einer Theatergruppe wie Ramba Zamba, oder haben ein paar Kurse absolviert. Sie könnten also wissen, auf was sie sich einlassen, oder? Es kommt zu kleinen Irritationen und Kränkungen, die ich als grenzwertig empfinde. Von Glasow greift ein, macht aber auch deutlich „Dies ist keine Therapie, sondern ein Casting“. Stimmt, und ich bin total außen vor. O süsse Ohnmacht, für eine Woche im Jahr nur ein Zuschauer zu sein. Mehr über Berlinale-Filme auf www.psychiatrie.de